

Melamar Bukuríe

Roman

*

Als ich Bukuríe das erste Mal begegnete, regnete es und war kalt. Der mit Verspätung eintreffende Frühling wollte den hartnäckigen Winter wohl mit Regenwasser hinweg spülen. Die ganze Stadt schien schlecht gelaunt. Bukuríe stand mit ihren Zeitungen, über die sie durchsichtige Plastikfolie gelegt hatte und die sie wortlos zum Kauf anbot, vor einem Supermarkt. Ihre dünne Jacke war der Witterung ebenso wenig angemessen wie der lange, aber leichte Rock und die Turnschuhe aus Leinen, dennoch ging ein Strahlen von ihr aus, als hätte sie als Einzige an diesem Tag die Sonne gesehen.

Ich kaufte ihr ein Exemplar des eher schwer verkäuflichen Druckwerks ab. Es stellte sich heraus, dass wir uns in einer südöstlichen Sprache verständigen konnten. Dass diese Frau einmal meine Freundin, ja sogar meine Lehrerin werden würde, ahnte ich bei dieser ersten Begegnung noch nicht.

*

Manche Menschen behaupten, es gäbe keine nichtssagenderen Konversationen als die über das Wetter. Ich kann mich dem nicht anschließen. In meinem Leben hat das Wetter immer wieder entscheidende Rollen gespielt. Als meine Mutter mit mir, der damals Fünffährigen, an der Hand am Wiener Südbahnhof aus dem Zug stieg, da schien die Sonne freundlich, aber nicht aufdringlich, und eine milde Brise fuhr uns durchs Haar. In Jugoslawien, das wir durchquert hatten, ächzten die Menschen, die noch nicht ahnten, dass ihnen ein Krieg bevorstand, ebenso unter der Sommerhitze wie in Temeschwar, der Hauptstadt des rumänischen Banat, wo nicht nur unsere Reise begonnen, sondern ein halbes Jahr zuvor eine sogenannte Revolution ihren Ausgang genommen hatte. In Bayern, wo wir hinwollten, gingen indes schwere Gewitter nieder.

»Das Kind ist müde und quengelt. Ich bin auch ganz erschöpft. Wir ruhen uns hier ein wenig aus.« Erklärte Mama ihrer älteren Schwester, die in München lebte und zu der wir eigentlich unterwegs waren, am Telefon, nachdem sie es endlich geschafft hatte, ihre in Rumänien auf dem Schwarzmarkt erworbenen D-Mark in Schilling umzutauschen und einen Teil davon in eine Telefonwertkarte zu investieren.

»Außerdem hab ich Angst bei dem Wetter. Ich habe auf einem Fernsehschirm am Bahnhof gesehen, wie es blitzt und donnert. Ein

Jugoslawe, der ein wenig Rumänisch konnte, hat mir bestätigt, dass dieses Unwetter gerade in Passau niedergeht. ... Ja, ich weiß, dass der Bus auf der Autobahn fährt. ... Aber du hast sicher nicht vergessen, was mit Victor passiert ist. ... Es ist mir egal, ob die Autobahnen in Deutschland besser sind als in Rumänien. ... Wir fahren zu Tante Filomena. ... Es piepst, die Karte ist leer. Ich rufe dich morgen wieder an.«

Victor, das war mein Vater. Er war mit seinem klapprigen Dacia auf der einzigen Autobahn Rumäniens unterwegs gewesen, auf einer nicht ganz 120 Kilometer langen Betonpiste zwischen Pitești und Bukarest, die damals noch keinerlei Umzäunung kannte, wo Bauern am Pannestreifen Gemüse verkauften und Hirten gelegentlich ihre Schafherden hinüber trieben, als plötzlich ein schweres Gewitter niederging. Er, der den Schilderungen meiner Mutter nach ein sehr vorsichtiger Autofahrer war, kam aus unbekanntem Gründen ins Schleudern und krachte gegen eine der wenigen vorhandenen Leitplanken. Der Umstand, dass die Sitze des Autos über keine Nackenstützen verfügten, bescherte ihm einen raschen Tod durch Genickbruch.

»Irgendetwas muss ihn abgelenkt haben, vielleicht ist ein Tier über die Fahrbahn gelaufen«, versuchte meine Mutter das Unverständliche zu verstehen. Ich habe kaum Erinnerungen an meinen Vater.

Tante Filomena, die genaugenommen nicht meine, sondern meiner Mutter Tante war, staunte nicht schlecht, als wir in Ottakring, dem 16. Wiener Gemeindebezirk, vor der Tür ihrer Wohnung standen. »Luminitza! Ja gibt es denn so etwas? Und das muss dann wohl deine Tochter Rita sein. Was für ein hübsches Mädchen! Und was für feste Zöpfe sie hat!« Sie streichelte mir übers Haar. »Sie sieht aus wie du in dem Alter, nur ein wenig blasser.«

»Das hat sie vom Vater.«

»Kommt herein, meine Lieben! Warum habt ihr nicht Bescheid gegeben, dass ihr kommt? Ich hätte etwas vorbereitet. Leider habe ich fast nichts zu Hause, außer einer Gulaschsuppe und ein wenig Brot.«

Das war natürlich untertrieben. Wie viele Menschen, die in ihrem Leben jemals der Not begegnet waren, hatte Tante Filomena immer Vorräte zu Hause. Sogleich stellte sie einen Topf mit Polenta auf, die sie mit Öl und Salz verfeinerte und zu einem weichen, cremigen Brei verrührte, weiters fand sie noch etwas grünen Salat, eine Tomate, eine Gurke und ein Stück Zwiebel im Kühlschrank, die sie mit einem schnell herbeigezauberten Dressing aus Olivenöl, Zitronensaft und Gewürzen zu einer herrlichen Vorspeise abmischte. In die Gulaschsuppe schnitt sie noch ein paar Kartoffeln, Karotten und Paprikaschoten, und schließlich öffnete sie das Backrohr

und offenbarte einen selbstgebackenen Apfelstrudel, den es als Nachspeise zum Kaffee gab, von dem ich ein klein wenig, stark mit Milch aufgegossen, probieren durfte.

Was für ein Festmahl nach der beschwerlichen Reise! Lebensmittel waren knapp in Rumänien, wo stundenlanges Schlangestehen, selbst um die allernotwendigsten Dinge zu erwerben, den Alltag prägte. Meine Mutter war am meisten vom Kaffee angetan. Echten Kaffee gab es damals in Rumänien, wenn überhaupt, nur in minderer Qualität zu kaufen, und hatte man von Verwandten aus dem Ausland welchen erhalten, so zögerte man, ihn zu konsumieren, zu wertvoll war er als Tauschmittel, um etwa beim Arzt ein Medikament oder bei einem Amtsweg einen nötigen Stempel zu erhalten. Und dann erst die Zigaretten! In Rumänien war Mama an filterlose »Carpați« gewöhnt, an echte »Lungenreißer«, wie Tante Filomena lachend bemerkte, die so locker gestopft waren, dass sie einer eigenen Rauchtechnik bedurften. Man musste den Rauch zuerst in den Mund hineinsaugen, um etwaige Tabak- oder sonstige holzartige Stücke herauszufiltern und auszuspucken, dann erst konnte man ihn inhalieren, ohne einen schweren Hustenanfall zu riskieren. In Wien hingegen gab es feinsten Tabak der Marke »Smart Export« oder »Flirt«.

*

Vielleicht war es die Aufregung der Reise, vielleicht auch der ungewohnte Kaffee; ich brachte in der ersten Nacht in Wien kaum ein Auge zu, obwohl ich todmüde war. Ins straßenseitige Zimmer, das aufgrund der sommerlichen Temperaturen geöffnet blieb, drangen allerlei Geräusche und Stimmen herein. Stimmen in verschiedenen Sprachen, die ich damals noch nicht identifizieren konnte. Es werden wohl, außer Deutsch, vermutlich Türkisch und Serbokroatisch darunter gewesen sein, Sprachen, die man in der Gegend um den Brunnenmarkt, dem längsten Straßenmarkt Europas, nur fünf Gehminuten von Tante Filomenas Wohnung entfernt, auch heute noch ständig hört. Mir, der Fünfjährigen, fiel auf, mit welcher Lautstärke und mit welcher Selbstverständlichkeit Menschen auf der Straße verschiedene Sprachen verwendeten.

Meine Mutter hatte in Rumänien im öffentlichen Raum fast nur Rumänisch gesprochen, nur manchmal, wenn sie mit Freundinnen aus unserer Volksgruppe unterwegs war und sie sich unbeobachtet und unbelauscht fühlten, wechselten sie hinüber in jene andere Sprache, die für mich nach Nestwärme und Vertrautheit klang, und sie taten es flüsternd, ständig Ausschau haltend. Kaum dass ihnen jemand auf der Straße entgegenkam, wechselten sie unverzüglich in die offizielle Landessprache.

Irgendwann schlief ich doch ein und ich träumte von Straßen, die so sauber waren, dass sie wirkten, als befänden sie sich im Inneren von Gebäuden und nicht im Freien, ich träumte von riesigen, glänzenden Autos, von Autobussen, in denen es gespenstisch still war, von Geschäften, prall gefüllt mit Lebensmitteln, in denen die Menschen die Waren selbst aus dem Regal nehmen durften, ohne sie vorher bezahlen zu müssen. Und von Tante Filomenas Apfelstrudel, der nicht weniger wurde, egal, wie viel man von ihm aß.

Immer wieder tauchten deutsche Wörter auf. Wörter aus der Sprache meines Vaters, der, wie meine Mutter, aus dem transsylvanischen Sibiu stammte, und, anders als meine Mutter, ein Siebenbürger Sachse war. Seine Sprache begann plötzlich in mir zu schwingen. Wörter tauchten auf. Bahnhof, Straße, Sonne, guten Morgen, mein Schatz.

Als ich erwachte, hörte ich von weit her meine Mutter und Tante Filomena miteinander reden. Mama meinte, ich würde schnell Deutsch lernen, weil die Erinnerung an die Worte meines Vaters noch irgendwo in meinem Gedächtnis gespeichert sei.

»Ja, sie hat das Deutsche im Blut«, pflichtete Tante Filomena bei.

»Ach, hör mir auf mit deinem Blut! Das hat uns schon genug Unrecht eingebracht«, erwiderte meine Mutter.

Tante Filomena schwieg.

Ich verstand nicht, was das heißen sollte. Genau genommen verstehe ich es bis heute nicht. Wie auch immer, die beiden behielten darin recht, dass ich die deutsche Sprache tatsächlich mühelos erlernen würde.

*

Tante Filomenas Wohnung war im dritten Stock eines Altbaus gelegen und ca. 40 Quadratmeter groß. Zimmer, Küche, Kabinett. Die Dusche befand sich in der Küche, das WC am Gang.

In Rumänien hatten wir in einem Wohnblock gelebt, dort befanden sich Bad und Toilette im Inneren unserer Wohnung. Ich war erstaunt, in Österreich eine Stadtwohnung zu sehen, die weniger modern ausgestattet war, als ich es von meiner Heimat her kannte. Allerdings fiel mir bald auf, dass in Wien das Wasser 24 Stunden lang aus der Leitung floss, nicht so wie zu Hause, wo wir immer, wenn wir stundenweise Wasser hatten, alle verfügbaren Eimer und Schüsseln damit auffüllten. Auch der Lift unseres rumänischen Wohnhauses war selten in Betrieb, schließlich hieß es Strom sparen. Was sicher auch besser im Interesse der Sicherheit war. Einmal war unsere hochschwängere Nachbarin, Frau Popescu, im Lift steckengeblieben. Dort gab es zwar eine Notfall-Taste, jedoch niemanden, der tatsächlich auf einen Notruf reagierte. Sie konnte selbst nicht mehr sagen, wie lange sie da drinnen festsaß. Erst als, vielleicht schockbedingt, bei der armen Frau die Wehen einsetzten und sie zu schreien anhub, als wäre ihre letzte Stunde gekommen, wurde man auf sie aufmerksam. Dem Hausmeister gelang es, sie zu

befreien. Man brachte sie in ihre Wohnung und holte Frau Şerban, eine Hebamme, von der ich heute weiß, dass sie mehr Geld durch – damals illegale – Abtreibungen verdiente, denn durch Geburtshilfe. Frau Popescu gebar mit ihrer Hilfe ein kerngesundes Frühchen und schwor, nie wieder in ihrem Leben einen Fahrstuhl zu besteigen.

In Tante Filomenas Haus konnte so etwas nicht geschehen, es gab keinen Lift. Was mir besonders an ihrer Wohnung gefiel, waren die hohen Räume. Zwar meinte Tante Filomena, die Wohnung wäre im Winter schwer zu beheizen, aber als Kind verstand ich noch nichts von diesen Dingen. Ich liebte es, Raum zu haben, das hatte etwas Majestätisches. Die Wohnung wirkte dadurch viel größer als sie war. Auch den Parkettboden mochte ich sofort. Es beflügelte meine Fantasie, dass Menschen hier Holzstück für Holzstück wie ein Puzzle zusammengesetzt hatten. Wenn man genau hinsah, so glich keines einem anderen. Jedes hatte seine eigene Geschichte. Ich gab ihnen Namen und ließ sie miteinander sprechen.

»Woher kommst denn du?«, fragte das eine.

»Aus dem Wald bei Sibiu. Dort war ich ein großer, starker Baum. Und du?«

»Ich komme aus Dognecea, dort gibt es einen See, mitten im Wald, in dem man schwimmen kann.« »Freut mich, dich kennenzulernen.«

»Die Freude ist ganz meinerseits.«

»Rita, was weißt du von Dognecea?«, fragte mich Mama.

»Dass es dort schön ist, da gibt es Berge und viel Wald und eben den See, wo man baden kann.«

»Rita, du warst nur einmal in deinem Leben dort und da warst du zwei Jahre alt. Dein Vater hat dich mitgenommen, als er seinen

Bruder dort besuchte. Kurz vor seinem Unfall... Woran erinnerst du dich noch?»

»An die Kühe.«

»Welche Kühe?»

»Die Bauern haben in der Früh einfach ihre Stalltüren aufgemacht und die Kühe rannten hinaus auf die Straße, sie trabten bis zu einer umzäunten Gemeinschaftswiese vor dem Dorf. Und am Abend haben die Bauernbuben das Gatter aufgemacht und die Kühe sind wieder zurück ins Dorf getrottet. Jede in ihren Stall. Und immer, wenn die Halterbuben riefen, ›Die Kühe, die Küüühe kommen‹, hat das Dorf gewusst, dass die Hauptstraße gesperrt war. Autos mussten warten... Und noch etwas, einmal war ich mit Papa oben beim See und auf einmal war er weg. Ich habe zu weinen begonnen. Da war er gleich wieder da. Wahrscheinlich war er nur kurz im Gebüsch, weil er mal musste. Er hat mich aufgehoben und hat zu mir gesagt: ›Nicht weinen, kleine Rita, nicht weinen, ich bin ja da.‹ Ich erinnere mich noch, dass er einen Vollbart hatte, der in meinem Gesicht kitzelte, als er mich an sich drückte, um mich zu trösten.«

Da wurde meine Mutter von einem tiefen Schluchzen erfasst. Jetzt war ich es, die sich bemühte, zu trösten. »Nicht weinen, Mama, ich bin ja da.«

Im Gegensatz zu Papa sprach ich diese Worte jedoch nicht auf Deutsch, sondern in unserer vertrauten, warmen, kehligen Sprache, die uns einte und vom Rest der Welt trennte, wie ich erst später schmerzlich erfahren würde.

*

»Vielleicht ist es besser, wenn ihr hierbleibt.«

»Wie kommst du darauf?«

»Na ja, die Nachbarin von der hinteren Stiege, die Frau Jovanović, ganz eine liebe Frau, eine Serbin, die auch ein wenig Rumänisch kann, die geht putzen...«

»Und?«

»Na ja, sie putzt im ersten Bezirk, bei einflussreichen Leuten, bei Politikern und hohen Beamten, auch solchen vom Innenministerium... und manchmal reden die in ihrer Gegenwart über vertrauliche Dinge. Vielleicht trauen sie ihr nicht zu, etwas zu verstehen, vielleicht halten sie sie für einen lebenden Staubsauger... Jedenfalls hat sie aufgeschnappt, dass die Rumänen hier Asyl bekommen, da ja die Lage im Land unklar ist.«

»Das ist gut, aber in Deutschland soll es doch besser sein.«

»Das war vielleicht einmal. Jetzt machen sie zu.«

»Aber wir sind Deutsche. Ich habe gehört, es gibt Startgeld für Deutsche und schon nach zwei Jahren die Staatsbürgerschaft.«

Über Tante Filomenas Gesicht legte sich ein Grinsen, so breit, dass es jeden Einzelnen ihrer Goldzähne offenbarte.

»Ach so?«, fragte sie, »Du bist eine Deutsche? Wie kommt es dann, meine liebe Luminitza, dass du aussiehst wie eine waschechte Kalderasch-Zigeunerin?« Sie brach in schallendes Gelächter aus, als sie das sagte.

Mama ärgerte sich sichtlich. »Wir haben einen deutschen Namen. Der Vater der Kleinen war Deutscher.«

»Das reicht nicht mehr. Die Deutschen überprüfen jetzt auch die Sprachkenntnisse.«

»Was kann denn das Mädchen dafür, dass sein Vater so früh starb?«

»Ich sage ja nicht, dass es unmöglich ist. Vielleicht kommst du damit durch. Vielleicht aber auch nicht. Ich sage nur, dass du hier in Österreich bessere Chancen hast. Wenn du willst, könnt ihr hier bei mir wohnen. Überleg es dir. Ihr könnt das hintere Zimmer für euch haben, ich kann im Wohnzimmer schlafen. Du könntest dich um den Haushalt kümmern und Deutsch lernen. Später, wenn du die Sprache beherrschst, hilfst du mir im Geschäft.«

Zwei Tage später rief Mama ihre Schwester Mariana in München an und erklärte ihr, dass wir in Wien bleiben würden.

*

Ich frage mich manchmal, wie mein Leben wohl verlaufen wäre, wenn an jenem Tag, als wir in Wien ankamen, auch in München die Sonne geschienen hätte. Ich wäre heute keine Österreicherin, sondern vielleicht Deutsche. Oder sie hätten uns nach Rumänien zurück geschickt, wer weiß. Ich hätte Pablo nie kennengelernt und ich hätte meinen Laden nicht.

Jetzt habe ich schon meine halbe Lebensgeschichte erzählt, es aber verabsäumt, mich richtig vorzustellen. Mein Name ist Rita, Rita Schneider. Geboren wurde ich 1985 als Rita Șnăidăr in der rumänischen Stadt Temeschwar. Laut Taufschein hieße ich sogar Rita Maria Șnăidăr. Der Name Maria fand allerdings keinen Eingang in die Geburtsurkunde. Vielleicht hätte meine Mutter eine Stange Kent oder ein Kilo guten, ausländischen Kaffees, beides wie gesagt inoffizielle Landeswährungen in jener schweren Zeit, über den Tisch schieben müssen. Bei der Einbürgerung in Österreich ließ Mama unseren Familiennamen eindeutschen und brachte ihn so wieder in die Form, die er hatte, bevor er während der Ceaușescu-Zeit rumänisiert wurde. Ebenso verfuhr sie mit ihrem Vornamen, Luminitza, der sich rumänisch »Luminița« schrieb und so viel wie »kleines Licht« bedeutet.

Seit ein paar Monaten habe ich mein eigenes Geschäft. Es ist nicht irgendein Geschäft, sondern das meiner Tante Filomena, das ich übernehmen durfte. Ich habe allerdings den Gewerbeschein von »Handel mit Altwaren« auf »Handel mit Waren aller Art« geändert. Ich will mich nicht einengen, was das Sortiment betrifft. Ich habe immer noch schöne Kristallluster und Hutständer, Café-Tischchen mit Marmorplatte, wertvolle Kommoden und Porzellan aus Tante Filomenas Bestand. Sogar ein funktionstüchtiges Grammophon! Aber ich habe jetzt auch ein Regal mit Büchern, eines mit indischem Räucherwerk, ausgewählten Teemischungen und ein wenig Naturkosmetik. Dazu Kunsthandwerk und Kleidung aus Thailand und Nepal. Beinahe täglich kommt etwas Neues hinzu. Mein Geschäft wächst wie eine Pflanze und ich lasse es geschehen. Ich beobachte und staune.

Pablo versteht das nicht. Er meint, ich bräuchte eine Standort-Analyse, einen Businessplan, eine Marketingstrategie. Er meint, ich solle das »alte Gerümpel rauswerfen, das Geschäftslokal mithilfe eines Bankkredites renovieren« – die Zinsen seien günstig zurzeit –, um dann ein todschickes Geschäft mit hochpreisigen Waren zu eröffnen.

»Du bist im 8. Bezirk, die Leute hier wollen Geld ausgeben!«

Ich weiß nicht, wie oft er mir schon die Geschichte des Lampengeschäftes erzählt hat, das sehr schlecht lief, bis dem Inhaber die geniale Idee kam, die Preise zu verdoppeln, worauf der Laden zu boomen begann. »Plötzlich hatte er eine ganz andere Kundschaft im Geschäft. Nämlich Leute, die einen Lampenschirm unter 200 Euro gar nicht erst in Betracht ziehen würden. Ob es dir passt oder nicht, die Menschen denken nun mal so. Was nichts kostet, ist nichts wert.«

Ja, manche Leute sehen es so, aber nicht alle. Pablo will nicht verstehen, dass meine Philosophie eine andere ist. Er kann nicht verstehen, dass ich zufrieden damit bin, wie es läuft. Ich verdiene zwar nicht viel, aber ich brauche auch nicht viel zum Leben. Ich habe keine Lust, mich bei einer Bank zu verschulden, um ein Geschäft in einem Stil einzurichten, der mir nicht gefällt, und Waren, mit denen ich selbst nichts anfangen kann, an wohlhabende Menschen, mit denen ich vielleicht auch nichts anfangen kann, zu verkaufen. Mein Laden ist nicht einfach ein Geschäft, er war Schauplatz meiner Kindheit. Dorthin bin ich nach der Schule gegangen, dort habe ich nachmittags meine Hausübungen gemacht. Noch immer kommen Tante Filomenas Freundinnen am späteren Vormittag vorbei, lauter lebenswerte ältere Damen. So wie in früheren Zeiten bringen sie Kuchen mit und trinken gern eine Tasse Kaffee oder Tee. Durch mich kommen aber auch neue Leute, ein jüngeres Publikum. Mein Laden ist ein Treffpunkt für Jung und Alt. Wo gibt es denn so etwas noch?

Pablo hätte lieber am Konservatorium und seiner Gitarre treu bleiben sollen, anstatt auf Betriebswirtschaft umzusatteln. Die Wirtschaftsuniversität hat ihn verändert. Das fiel während des Studiums nicht so auf, aber seit er im Berufsleben steht, ist er nicht mehr derselbe. Er erinnert mich an eine Schildkröte. Schildkröten sind wechselwarme Reptilien, sie leben auf, wenn es warm ist, und wenn ihre Umgebung abkühlt, graben sie sich ein und fallen in eine Art Tiefschlaf. Ich habe das Gefühl, dass Pablo in genau so eine Art Winterschlaf verfallen ist, seit er für diese Bank arbeitet. Ein Teil seiner Persönlichkeit hat sich vergraben, wohl der kalten Welt geschuldet, in die er da hineingeraten ist. Ich versuche ihm so viel Wärme zu geben, wie ich nur kann, aber er stößt mich von sich.

*

Ich kann mir schon denken, was Rita über mich erzählt. Wahrscheinlich, dass ich irgend so ein kaltschnäuziger Wirtschaftsheini sei. Und dass ich mein musikalisches Talent verraten hätte. Ich will es gar nicht wissen.

Ich komme aus Simmering, dem elften Wiener Gemeindebezirk, wo ich in einer Sozialwohnung aufwuchs. Meine Eltern stammen aus Chile, einem Land, das ich nur aus Erzählungen kenne. Sie waren Journalisten und flohen während der Herrschaft des faschistischen Diktators Augusto Pinochet. Hier in Österreich fanden sie ein Land der Meinungsfreiheit vor, aber gleichzeitig eine praktisch unüberwindbare Sprachbarriere. Schon als Volksschulkind fungierte ich bei Amtswegen als Übersetzer. Während andere Kinder ihre Nasen in Micky-Maus-Hefte steckten, füllte ich mit meinen Eltern Anträge auf Wohnbeihilfe und Heizkostenzuschuss aus. Mein Vater arbeitete auf dem Bau, meine Mutter ging putzen. In ihrer Freizeit schrieben sie Artikel für chilenische Exilzeitschriften, honorarfrei, versteht sich. Da sie immer wieder lange Zeit arbeitslos waren, hatten sie viel freie Zeit. Sie verzehrten sich in Heimweh. Ich musste sie auf Amtswege begleiten – und ich hasste es. Ich hasste das Sozialamt, ich hasste das Arbeitsamt. Nicht alle Angestellten waren arrogant und behandelten meine Eltern wie Menschen zweiter Klasse,

aber zu viele taten es. Ich hasste es, meine Eltern in unterwürfiger Bittsteller-Pose zu sehen. Unter Pinochet waren sie aufrecht geblieben und hatten sich nicht brechen lassen, aber hier, in diesem fremden Land, vor diesen kleinen, selbstgefälligen Beamten, die eine fremde Sprache redeten, da bekamen sie weiche Knie. Ich habe mir geschworen, dass ich niemals ein Sozialfall werden wollte.

Deshalb habe ich mein Musikstudium abgebrochen und auf Betriebswirtschaftslehre umgesattelt. Weil ich großartige Musiker kennengelernt habe, die trotz ihres Talentes und ihres Namens nicht wissen, womit sie ihre Miete bezahlen sollen. Die vor Freude in die Luft springen, wenn ihnen eine öffentliche Förderstelle einmal im Jahr ein Subventionsalmosen hinwirft.

Rita würde an dieser Stelle protestieren und mir einen Vortrag darüber halten, dass Kunstförderung nichts mit Almosen zu tun hätte... Ich habe mir als Kind schon geschworen, dass ich kein Sozialfall werden will, dabei bleibe ich.

Natürlich respektiere ich Menschen, die bereit sind, alles für die Musik zu geben, die nicht einmal davor zurückschrecken, sich von der Sozialversicherung abzumelden, wenn ihnen mit dem so ersparten Geld der Erwerb eines neuen Instrumentes möglich wird. Ich bewundere diese Menschen aufrichtig, aber ich bin nicht aus diesem Holz geschnitzt. Das will Rita einfach nicht einsehen.

Ich wurde in Österreich geboren. Ich fühle mich hier zu Hause. Im Gegensatz zu meinen Eltern, die reden bis heute nur von der alten Heimat. Ich hatte irgendwann genug von diesen Erzählungen. Ich wollte nichts mehr hören von Menschen, die einfach verschwanden, die zu Tausenden in Fußballstadien zusammengetrieben wurden,

von Folterungen, von Leichen, die in Militärflugzeugen über dem Meer abgeworfen wurden... Das alles war Vergangenheit und noch dazu nicht meine eigene.

Das Hier und Jetzt begann sich mir zu erschließen, als mein Vater eines Samstags eine Kindergitarre vom Flohmarkt mitbrachte. Er zeigte mir stolz die drei Griffe, die er beherrschte. In weiterer Folge nahm mich ein Freund meiner Eltern unter die Fittiche, ein chilenischer Liedermacher, der keinen Wert auf Notenlesen legte, sondern mich lehrte, nach Gehör zu spielen. Das Instrument eröffnete mir eine neue Welt. Endlich hatte ich einen Ausweg aus der morbiden Atmosphäre daheim gefunden. Bald schon spielte ich in der Kirche und auf lateinamerikanischen Festen.

Apropos Kirche. Meine Eltern besuchten jeden Sonntag den Gottesdienst, obwohl sie Sozialisten waren. Ich glaube, sie wollten ihren österreichischen Nachbarn zeigen, dass sie gar nicht so anders waren, sondern aus einem zivilisierten, katholischen Land stammten. Viel Erfolg hatten sie damit allerdings nicht. Von unserer Stiege ging nämlich fast niemand außer uns dorthin. Nur die kroatische Hausmeisterin, die es damals noch gab, war hie und da dort anzutreffen. Dafür manch anderer aus der chilenischen Community. Nach der heiligen Messe ging man, in der warmen Jahreszeit und wenn das Wetter schön war, picknicken oder grillen. Aus dem Kassettenrekorder dröhnten traurige Lieder von Victor Jara, Lieder der Sehnsucht nach Freiheit und Revolution. Häufig brachten Freunde meiner Eltern ihre Gitarren mit, so wie irgendwann auch ich die meinige. Bei manchen Liedern sangen alle mit. Vom Ave Maria bis zum Querido Comandante Che Guevara war es nicht weit an diesen Sonntagen in Simmering.

*

Bukurie, das ist ein schöner Name! Da wo ich herkomme, bedeutet ›bucurie‹ so viel wie ›Freude‹.«
»Und da wo ich herkomme, bedeutet es ›Schönheit‹.«

»Schönheit und Freude in einem Namen, das ist doch wunderbar! Das ist ›but shukar‹, ›sehr schön‹«, sagte ich und erntete ein Lächeln.

Ich traf Bukurie mehrmals die Woche vor dem kleinen Supermarkt. Meistens stehend, manchmal auf einem Karton sitzend, bot sie schweigend ihre Zeitschriften an. Wenn sie mich sah, strahlte sie schon von Weitem. So wie eine Mutter ihrem herannahenden Kind entgegenblickt, das sie schon eine Weile nicht gesehen hat.

Anfangs hatte ich Schwierigkeiten sie zu verstehen, sprach sie doch einen anderen Dialekt, aber vielfach war es nur eine Frage der Aussprache, sodass die Kommunikation von Mal zu Mal besser klappte.

Wenn ich Geld übrig hatte, gab ich ihr welches, manchmal brachte ich ihr Kaffee oder ein Stück Kuchen, wenn mich Filomenas Freundinnen wieder einmal allzu sehr verwöhnt hatten. Bukurie dankte es mir derart überschwänglich, dass es mich peinlich berührte.

Bukurie stammte aus dem Kosovo. Als der Konflikt zwischen Serben und Albanern eskalierte, gerieten die Roma zwischen die Fronten. Die Serben betrachteten sie als dem albanischen Lager zugehörig,

weil sie Muslime waren. Die Albaner betrachteten sie als serbische Kollaborateure, weil etliche Männer aus den Reihen der Roma während der Tito-Zeit in der jugoslawischen Armee gedient hatten, eine der wenigen Möglichkeiten, die sich ihnen überhaupt jemals bot, so etwas wie eine fixe Anstellung zu erhalten.

Als der Krieg ausbrach, mussten Hunderttausende Roma aus dem Kosovo fliehen. Den westlichen Medien war dies kaum eine Meldung wert.

Bukurie lebte schon seit Jahren in Österreich. Sie war alleine gekommen. Ihr Mann und ihre beiden Söhne waren ermordet worden. Von den Töchtern, die ihrerseits selbst schon Familien hatten, fehlte jede Spur. Ihr Asylantrag war in erster Instanz negativ entschieden worden. Sie legte, mithilfe einer Menschenrechtsorganisation, die ihr einen Anwalt stellte, Berufung ein. Der Ausgang des Verfahrens war ungewiss. Fest stand jedenfalls, dass sie als Staatenlose nicht so einfach abgeschoben werden konnte. Sie hing also irgendwie in der Luft, was sie mit einer bewundernswert stoischen Haltung ertrug.

»Meine Familie war groß. Als der Krieg ausbrach, wollten meine Leute weder auf der einen noch auf der anderen Seite kämpfen. Da wurden sie plötzlich von beiden Seiten bekämpft. Viele mussten ihr Leben lassen. Du fragst, wie ich es schaffe, diese Leute nicht zu hassen? Ich will es dir sagen. Der Hass ist die Kraft des Krieges. Wenn ich dem Hass erlaube, sich in meinem Herzen einzunisten, dann bringe ich mich um den letzten Sieg. Es ist ganz einfach, wenn der Frieden in mir auf den Frieden in dir trifft, dann ist da kein Platz mehr für Krieg, dann haben wir gemeinsam den Krieg besiegt. Meine Familie war groß, aber viele mussten ihr Leben lassen. Dennoch,

ich erlaube mir nicht, die Mörder zu hassen, denn ich weiß, der Frieden wird wiedergeboren, er wird immer wieder geboren, egal, wie oft du ihn tötest. Er kehrt zurück in den Herzen der Kinder.«

Wenn Bukuríe erzählte, so sprach sie nicht einfach, sie sang beinahe. Ihre Sprache mochte ein wenig pathetisch anmuten, aber sie kam von Herzen. Da war nichts Gekünsteltes, nichts Aufgesetztes oder Einstudiertes an ihr. Bukuríe war nicht gebildet in unserem modernen Sinne.

»Ich habe nie lesen und schreiben gelernt, unserer Familie war es nicht möglich, uns Kinder in die Schule zu schicken. Aber eines weiß ich: Worte sind mächtig. Sie sind nicht einfach nur Töne, die dieses oder jenes bedeuten. Worte sind Energie. Die Menschen hier haben das schon lange vergessen, aber da wo ich herkomme, da wissen die Leute das noch. Meine liebe Tante Bibi konnte ein krankes Pferd heilen, nur indem sie es besprach. Denk daran, wenn du das nächste Mal ein Gedicht schreibst. Worte haben Kraft, sie können zerstören, sie können aber auch heilen. Es liegt in deiner Verantwortung, mit welcher Energie du sie auflädst.«

Ich fragte Bukuríe, wie sie darauf kam, dass ich Gedichte schreibe. Sie lachte nur. Ich hatte ihr nichts von meinen Schreibversuchen erzählt. Bukuríe konnte keine geschriebenen Wörter lesen, ein Alphabet hatte sie nie erlernt, aber sie konnte Menschen lesen. Ich sollte das noch des Öfteren erleben. Manchmal war es mir beinahe unheimlich, was sie alles bemerkte.

Eines Tages um die Mittagszeit, ich hatte gerade meinen Laden geschlossen und war auf dem Weg zum Supermarkt, bog ich um die Ecke, an der Bukuríe immer stand, und sah sie von Polizisten umringt.

»Guten Tag! Was ist hier los?«

»Das geht Sie gar nichts an!«, herrschte mich ein Polizist mit buschigem Schnauzbar an, ohne meinen Gruß zu erwidern.

Ich wandte mich an Bukuríe. Sie hatte Tränen in den Augen, blieb aber ruhig.

»Immer wollen sie mich vertreiben, obwohl ich nichts Böses tue. Ich stehe nur hier und biete meine Zeitschriften an, so wie jeden Tag.«

»Sie kennen die Frau?«, fragte mich eine Polizistin, die ihr blondes Haar zu einem langen Zopf geflochten trug.

»Ja, sie ist eine Freundin. Sie steht hier jeden Tag und tut niemandem etwas zuleide.«

»Und Sie sprechen ihre Sprache?«

»Ja.«

»Dann erklären Sie ihr, dass sie hier nicht stehenbleiben kann«, warf der mit dem Schnauzer ein. »Warum nicht?«

»Weil es verboten ist.«

»Es ist verboten, auf dem Gehsteig zu stehen? Das hier ist öffentlicher Raum!«

»Es gibt eine Anzeige. Jemand hat angerufen und berichtet, dass da eine Person aggressiv bettelt und den Gehsteig blockiert. Da müssen wir kommen.«

»Wer hat denn angerufen? Es war sicher niemand vom Supermarkt«, brachte ich recht überzeugt vor. Bukurié hatte mir nämlich erzählt, dass die Mitarbeiter freundlich wären und ihr abends manchmal übriggebliebene Lebensmittel schenkten.

»Darüber dürfen wir keine Auskunft geben«, meinte der Schnauzer.

»Ja, es war eine Privatperson«, meinte die Blonde, dem Blick ihres Kollegen standhaltend.

»Wichtig ist, dass sie sich jetzt entfernt, sonst müssen wir sie leider mitnehmen«, sagte er mit Nachdruck.

»Aber die Anschuldigungen stimmen nicht, sie bettelt nicht, sie verkauft bloß ihre Zeitschriften. Und der Gehsteig ist breit genug für alle, da gibt es keine Blockade.«

»Das ist mir egal. Es gibt eine Anzeige, also muss sie hier weg. Außerdem, was ist das hier?« Er hielt ein Pappendeckelschild hoch, auf dem mit krakeliger Schrift »BIETE HELFEN« geschrieben stand.

»Das heißt ja nicht, dass sie bettelt. Es ist ja auch eine Hilfe, wenn ihr jemand eine Zeitschrift abkauft. Außerdem ist es doch wohl nichts Aggressives, ein Schild herzuzeigen«, versuchte ich die Beamten zu überzeugen. »Und wenn man es genau nimmt, steht auf dem Schild nicht ›Bitte helfen‹, sondern: ›Biete helfen‹, sie bettelt nicht, sie bietet Hilfe an«, rutschte es wie von allein aus meinem Mund.

»Tun S' nicht Wort klauben! Sagen Sie ihr, sie soll verschwinden, sonst nehmen wir sie mit«, herrschte mich der Alphabulle an.

»Wie bitte?«, fragte ich ungläubig. »Das heißt, wenn ich irgendwo einen Menschen sehe, der mir unsympathisch ist, weil mir sein

Gesicht nicht gefällt, brauche ich nur bei Ihnen anrufen, ihn denunzieren und Sie kommen und führen ihn ab, oder wie? In was für einer Welt leben wir eigentlich? Ist das noch eine Demokratie, oder wie würden Sie das nennen?»

Die Wut stieg irgendwo von unten aus meinem Bauch herauf und breitete sich in meinem Brustkorb aus wie eine seltsame, trockene Hitze, die mir den Atem rauben wollte.

Bukuríe zupfte mich am Ärmel: »Lass es gut sein, es hat keinen Sinn, mit denen zu streiten.«

Ich lud sie in meinen Laden ein, mit gleichmütiger Miene begleitete sie mich.

*

Schön hast du es hier!«, meinte sie anerkennend. »Du hast Glück, dein eigenes Geschäft zu haben! Du bist frei und von niemandem abhängig!«

»Ja, ich habe den Laden von meiner Großtante übernommen.« Mehr brachte ich nicht heraus. Normalerweise konnte ich stundenlang von Tante Filomena erzählen, wie sie sich von der Flohmarktverkäuferin und Marktfahrerin hocharbeiten konnte, bis sie schließlich ihren ersten Laden in Ottakring aufsperrte, Jahre, bevor ihr der Sprung über den Gürtel gelang, über die einstige Prachtstraße, die den bürgerlichen achten Bezirk, genannt Josefstadt, vom proletarisch und migrantisch geprägten sechzehnten Bezirk namens Ottakring trennte. Ich hätte berichten können, wie sie mir das Geschäft übergab und kurz darauf überraschend verstarb. Nichts dergleichen kam mir über die Lippen. Mir lag die Begegnung mit der Polizei noch im Magen.

»Mach dir nichts draus!«, meinte Bukuríe. »Es ist nichts Neues, dass sie mich schikanieren.« Sie zog einen Packen Papier aus der Tasche. Lauter behördliche Schreiben. Anzeigen wegen »aggressiven Bettelns«, »Erregung öffentlichen Ärgernisses«, »Ordnungsstörung durch Blockieren des Gehsteiges«, sogar eine Anzeige wegen »Dokumentenfälschung« fand sich darunter, weil sie angeblich den Verkäuferausweis der Straßenzeitung, die sie vertrieb, gefälscht hatte.

Eine reichlich groteske Anzeige, wenn man bedenkt, dass dem Verkäuferausweis einer Obdachlosenzeitschrift wohl kaum Dokumentcharakter innewohnt.

»Schau mal, das haben sie mir gegeben, weil ich Blumen verkauft habe.«

»Eine Diebstahlsanzeige?«

»Ja, sie haben gemeint, ich hätte die Blumen sicher gestohlen, aber das war nicht wahr. Ich habe die Blumen jeden Tag in der Früh in einem Blumengeschäft gekauft, sie dann zu hübschen Sträußen gebunden und auf der Straße verkauft. Meistens bin ich mit der Straßenbahn Nummer fünf hierher, bis zur Station Albertgasse gefahren und dann mit meinen Sträußen die Josefstädter Straße auf und abgewandert. Die Leute haben meine Sträuße gern gekauft. Ich habe mehr verdient als mit den Zeitschriften. Nach dieser ungerechten Anzeige habe ich mir jeden Tag in der Früh in der Blumenhandlung die Rechnung geben lassen, als Beweis, dass ich die Blumen nicht in irgendeinem Park abgeschnitten habe. Nach der nächsten Polizeikontrolle kam dann das hier.«

Ich las laut: »Verstoß gegen die Gewerbeordnung... Ausübung eines Gewerbes ohne Gewerbeberechtigung ... Geldstrafe von 6.000 Euro« – »6.000 Euro wollen sie von dir haben?!« Ich konnte es kaum fassen.

»Ja, sie wollten 6.000 Euro von mir haben. Ich bin dann zu einer Organisation gegangen, wo man mit einem Anwalt reden kann, einem sehr netten jungen Herrn. Ich bat ihn, dass er mir einen Einspruch schreibt, aber leider war es schon zu spät. Das hätte man innerhalb von 14 Tagen machen müssen. Er hat mir aber einen Brief geschrieben, in dem er erklärte, dass ich kein Geld habe und darum bitte, dass sie mir die Strafe erlassen. Das haben sie aber

nicht. Stattdessen ist das hier gekommen: Ersatzfreiheitsstrafe ... Tagessatz 30 Euro...«

»Das heißt, du musst für ein halbes Jahr ins Gefängnis, weil du selbstgebundene Blumensträuße verkauft hast?«

Sie nickte: »Zuerst wollten sie, dass ich meine Strafe im Februar antrete, aber dann haben sie mir Aufschub bis Oktober gegeben. Es ist besser, die Strafe im Winter abzusitzen. Dann muss ich nicht in der Kälte im Freien stehen. Schau nicht so traurig drein, Rita! Das ist alles nicht so schlimm! Ich war schon einmal zwei Wochen lang in der Liesel.«

Lies'l, so wird das Polizeigefangenenhaus Rossauer Lände im Wiener Volksmund genannt.

»Sie haben mich nicht geschlagen und genug zu Essen bekommen habe ich auch. Mach dir keine Sorgen um mich. Es ist alles gut.«

Meine Definition von »gut« war eine andere. Es erstaunte und berührte mich, wie Bukuríe ihr Schicksal annahm, ohne dagegen zu rebellieren.

Jetzt war sie schon seit Jahren in Österreich, hatte aber als Asylwerberin immer noch keine Arbeitsgenehmigung, also keinerlei Recht, eine Erwerbsarbeit anzunehmen. Hilfe vom Staat konnte sie nicht erwarten. Wenn sie versuchte, sich selbst zu helfen, bestrafte man sie.

Ich fragte mich, wie ich wohl reagieren würde, wenn ich in so einer Situation wäre. Vermutlich wäre ich wütend, würde mich auflehnen. Bukuríe hingegen blieb immer ruhig. Wie schaffte sie das?

Noch etwas erregte meine Aufmerksamkeit. »Du bist am 27. Februar 1961 in Prishtina geboren?« »Ja, zufälligerweise war meine Mutter gerade in Prishtina, ich kam um zwei Wochen zu früh.

Eigentlich lebte meine Familie in einem Dorf in der Nähe von Prizren.«

»Das Geburtsdatum stimmt?«

Bukurie lachte. »Du hättest geglaubt, ich wäre älter, stimmt's?«

Ich fühlte mich ertappt und spürte, wie mein Gesicht sich farblich einer Tomate annäherte. Ich hätte nie im Leben darauf getippt, dass Bukurie erst 54 Jahre alt sein könnte, ich hätte sie eher auf 70 geschätzt. Das im Nacken geknotete, graue Haar, von dem manchmal nur der Ansatz zu sehen war, wenn sie ein Kopftuch trug, spielte dabei sicher eine Rolle. Die bodenlangen Röcke und weiten Blusen, die einem traditionellen Kleidungsstil entsprachen, trugen sicher auch dazu bei, dass sie optisch älter wirkte, aber es war nicht nur das. Es lag auch an Bukuries Gesichtszügen, nicht nur an ihren Falten, auch an ihren Augen, ihrer Stimme, ihren Händen. Ich war tatsächlich überrascht. Zu überrascht, um es verbergen zu können.

Bukurie nahm es mit Humor. »Hier in Österreich schätzen mich die Leute immer viel älter, als ich bin. Das kommt daher, dass man hier ein bequemes Leben hat. Ihr wisst nicht, was es heißt, im Winter zu frieren oder nicht genug zu essen zu haben. Ihr wisst nicht, was es bedeutet, so wie ich, elf Kinder zur Welt zu bringen... Und...« Hier erst erstarb ihr Lachen: »Ihr wisst nicht, was es heißt, in einen Krieg hineingezogen zu werden...«

Mehr sagte sie nicht an diesem Tag. Sie packte ihre Papiere zusammen und bedankte sich derart überschwänglich für meine vergeblichen Versuche ihr beizustehen, dass es mich unangenehm berührte. Ich lud sie ein, mir von nun an täglich in den Mittagsstunden, in denen ich meinen Laden zusperre, Gesellschaft zu leisten und mit mir zu essen.

Ende der Leseprobe

Im Buchhandel oder online erhältlich